

## Bestellungen

auf den

# „Enztäler“

für den Monat Dezember

werden von allen Postanstalten und Landpostboten entgegengenommen.

## Vermischtes.

**Pforzheim, 25. Nov.** Der Fahrtträger Andre Schmitt, der infolge einer Wette sich verpflichtet hatte, ein Faß Bier von Bruchsal nach Paris und ein Faß Wein von dort wieder nach Bruchsal innerhalb 40 Tagen zu tragen, ist gestern hier durchgekommen. Er äußerte sich aber mit wenig Begeisterung über seine Fußwanderung. Nicht bloß der Mangel an Sprachkenntnissen machte ihm viel zu schaffen, sondern es wurde ihm die ganze Schulter durch das Fahrttragen wund, so daß durch die Entzündung ein großes Loch im Fleisch entstand, das unsägliche Schmerzen bereitete, doch hielt der Wackerer tapfer aus. In Paris, wie an vielen sonstigen Plätzen, wurde er gebührend bestaunt. Schmitt erklärt aber, nicht um den doppelten Preis die Reise noch einmal zu machen. Vereinarbeit waren 500 M. Da er jetzt noch 8 Tage Zeit hat, so wird er wohl rechtzeitig in Bruchsal eintreffen können. Im ganzen wird man aber doch behaupten dürfen, daß es geradezu erstaunlich ist, was für unsinnige nutzlose Wettrennen abgeschlossen wurden.

In den Wäldern bei Schweyningen treibt sich seit Monaten ein Bärchen herum, das vom Diebstahl lebt. Man fand am sog. Bettelpfad im Sandhäuser Balde den Schlupfwinkel der beiden. Ihre gesamte Haushaltung war in einem Kinderwagen untergebracht: Bett, Kochgeräte, Proviant usw. Das Paar selbst entkam wieder. Es handelt sich um den 21 Jahre alten Maurer Emil Schmeller aus Waldorf und die 24 Jahre alte Marie Burkhard. Den Sommer haben die beiden in ähnlicher Weise im Schwarzwald zugebracht. Schmeller liegen zahlreiche Einbruchsdiebstähle zur Last. Er ist ein verwegener Mensch. Dieser Tage hielt er sich eine Anzahl Verfolger mit dem Revolver vom Leibe. Er wurde später von Waldbauern gesehen, wie er dabei war, eine gestohlene Gans zu rupfen.

In Rixdorf versuchte ein Drucker nicht weniger als dreimal seinem Leben ein Ende zu machen; erst versuchte er sich zu erschießen, wurde aber von seiner Frau an der Ausführung der Tat verhindert; sodann wollte er sich erhängen, allein der Strick riß und der Lebensmüde fiel zu Boden; endlich nahm er den Schlauch des Gaslochers in den Mund und begann das Gas einzatmen. Ein schnell herbeigeholter Arzt rief ihn jedoch wieder ins Leben zurück.

Eine Patentklage auf 100 Millionen bildet in New York die neueste Sensation. Die dortige Stadtverwaltung benutzt seit Jahren ein Wasserventil, ohne sich mit den Inhabern des darauf genommenen Patentes auseinanderzusetzen zu haben. Diese ließen die Stadtverwaltung zunächst ruhig gewähren. Jetzt haben sie ihre Rechte geltend gemacht und verlangen eine Entschädigung von 100 Millionen Mark. Auf den Ausgang des darob entstandenen Rechtsstreites ist man allgemein gespannt.

Aus London wird berichtet: Für diesen Winter ist den Londonern noch mehr Nebel prophezeit worden, als sie gewöhnlich schon haben, und in den letzten Tagen ist ja auch schon ein verhöhnungsvoller Anfang gemacht worden. Das ist aus den verschiedensten Gründen für sie eine sehr trübe Aussicht. Selbst die gesündesten Leute fühlen sich in der finsternen Atmosphäre eines Londoner Nebels schwer bedrückt, und wer eine zarte Gesundheit hat, erleidet dadurch empfindlichen Schaden, der sich auch in einer erhöhten Doktorrechnung und vermehrten Ausgaben für Medizin sehr fühlbar macht. Aber auch ganz abgesehen

davon ist ein Nebel eine teure Sache, die allen Leuten Geld kostet. Man hat eine Schätzung aufgestellt, nach der der Nebel täglich der Stadt 1 600 000 M. kostet, und dies soll noch eine sehr mäßige Schätzung sein. Der tägliche Verlust, der direkt infolge eines Nebels entsteht, wird auf 1 000 000 M. veranschlagt, und dazu kommen weitere 600 000 M. durch Zeitverlust. Da London also in der vorigen Woche allein 5 Nebeltage hatte, beträgt der durch ihn hervorgerufene Verlust 8 000 000 M. Den größten Schaden haben natürlich die Eisenbahngesellschaften. So wurde auf der Station Clapham an einem Nebeltage 1000 M. Extralohn für Schienenleger gezahlt, während die Metropolitan-Bahn 6000 M. an einem Tage für Nebelsignale ausgab. London soll nach einer Schätzung von H. Russell durch Nebel einen jährlichen Gesamtschaden von 80 000 000 M. haben. In der vorigen Woche hatte London nur 4 Stunden Sonnenschein. Ein nebliger Tag kostet den Londonern an Gaslicht 100 000 M. Wenn ein solcher Nebel noch dazu an einem Samstag nachmittag oder abend fällt, also auf die Zeit, in der die Arbeiterbevölkerung ihre meisten Einkäufe befragt, so bedeutet das ein fast völliges Aufhören des Geschäfts und einen großen Verlust für Tausende von Geschäftsleuten. Zu den schlimmsten Wintern gehörte der Winter von 1888 bis 1887, der 86 neblige Tage hatte.

**Dragas Raub.** In Londoner Blättern wird die Versteigerung der Juwelen und Kleider der ermordeten Königin Draga von Serbien angekündigt. Unter ihnen befindet sich auch das Hochzeitsgeschenk des Zaren, eine kostbare Brillantbroche mit dazu passendem Armband, und ferner das Brautkleid Dragas.

**Thüringer Geschichten.** Man erzählt der Täglichen Rundschau: Der Seelforger einer kleinen Thüringer Gemeinde hatte geheiratet. Seine junge Frau wollte sich mit den Gemeindegliedern in sein freundliches Verhältnis setzen, und als eines Tages ein Bürgermann ein Anliegen an den Hrn. Pastor hatte und diesen nicht daheim traf, forderte die junge Frau Pastor den Besucher auf, zu warten und schenkte ihm und sich, damit die Zeit nicht zu lang wurde, ein Glas Wein ein. Das Männlein möchte trinken, findet aber keine schickliche Einleitung, bis es plötzlich, von einer Idee erleuchtet, auf die freundliche Aufforderung: „Na, trinken Sie doch“ — sein Glas an dasjenige der jungen Frau klinkt und erlöst und erfreut sagt: „Na, denn also, Halleluja! Frau Pastern!“ — In einem kleinen Thüringer Städtchen hatte ein Obstgartenbesitzer viel unter Obstdieben zu leiden. Um seinen Garten vor nächtlichen Besuchen zu schützen, brachte er eine Warnungstafel an mit der Aufschrift: „Hier liegen zehnjährigen Sott Fuhngeln.“

**Geschenke.** Es wird allgemach Zeit, daß man an Weihnachten denkt! In den Geschäften, welche auf einen guten Weihnachtsverkehr ihre Hoffnung setzen, sind die Lager neu gefüllt, die Auslagen nehmen ein immer reicheres, in die Augen stichendes Aussehen an. Mancher bleibt schon nachdenklich vor den Schaufenstern stehen und erwägt, was er zum Feste seinen Lieben beschenken soll, und manche Vertreterin des schönen Geschlechtes mustert sorgsam alle die Artikel, welche kunstfertige Hände als geeignete Geschenke für das Weihnachtsfest hergestellt haben. Die Wahl ist bei der Fülle und Fülle des Gebotenen nicht leicht. Verschiedene Tage verstreichen beim Bedenken. Da ist nun wohl ein freundlicher Rat nicht ganz unangebracht, zumal es bis Weihnachten nur noch wenige Wochen sind, und in der letzten Zeit wegen allgemeinen Andranges oft manches beiseite gelegt werden muß. Selbstverständlich ist beim Beschenken nicht die Hauptsache das „Was?“, sondern das „Wie?“. Aber zu Weihnachten wird ja gern gegeben, und wenn dabei auf Gegenleistung gerechnet wird, so ist das natürlich. Gut ist es aber doch, wenn man beim Beschenken nicht bloß gern gibt, sondern auch passend wählt, indem man den Wünschen und auch den Neigungen des zu Beschenkenden Rechnung trägt. Es muß nicht immer ein glänzen-

der Artikel sein, um Freude hervorzurufen, auch bescheidene Dinge, die uns vielleicht Kleinigkeiten dünken, oder gar zu armselig erscheinen, können bei andern Freude erwecken, wenn nur der Neigung und dem Charakter Rechnung getragen wird. Man muß da vor dem Feste aufpassen, schon mehrere Wochen vorher, wie gegenwärtig, und wird dann schon manches Bedürfnis entdecken, dem zu Weihnachten Rechnung getragen werden kann. Die Weihnachtsgeschenke brauchen aber durchaus nicht immer in mühevollen Arbeiten zu bestehen. Was man als Zeichen freundlicher Erinnerung hochschätzt, das ist nicht immer für das praktische Leben, und es ist darum häufig an einem Zeichen freundlichen Gedankens genug. Es gibt noch zahlreiche andere Kleinigkeiten, die für das praktische Leben erforderlich sind und mit großem Dank entgegen genommen werden, zumal man solche Staatsdienen doch nicht gern bei jeder Gelegenheit benützt. Wir möchten vor allem auch den Wunsch aussprechen, bei der Auswahl von Geschenken immer mehr an ein gutes Buch zu denken. In Deutschland werden noch immer viel zu wenig Bücher gekauft, und doch ist ein gutes Buch ein Hausfreund, der stets treu bleibt und nichts mehr kostet.

Die große moderne Frage, meine Herren, heißt Klame — ohne Klame kein Erfolg! Das ist abermals ein beherzigenswerter Ausspruch eines großen Geschäftsmannes, der durch zielbewusstes Insistieren sein anfangs kleines Geschäft zu kaum geahnter Höhe gebracht hat. Mühten da nicht auch alle anderen Geschäftskleute sich das Wort „Ohne Klame kein Erfolg!“ täglich vor Augen führen und darnach handeln? Man sollte es meinen, allgemein ist es jedoch nicht der Fall. Vielleicht regt aber die gegenwärtige Zeit doch auch manchen kleineren Geschäftsmann an, es mehr als bisher mit dem Annoncieren zu halten.

## Der Ahnensaal.

Erzählung von Rudolf Huskrom.

(Nachdruck verboten.)

Schluf

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr v. Sorm, sagte der Rechtsanwalt, „obwohl ich, wie Sie wissen, einer anderen politischen Ueberzeugung huldige. Sie, Herr Baron, finden hier auf dem Lande ein weit größeres Feld zur Betätigung einer wahrhaft edelmännischen Bestimmung als in der Stadt, und ich kann Ihnen um so mehr Glück dazu wünschen, als ich genau weiß, daß bei Ihnen nicht der persönliche Vorteil, sondern die Pflicht und das Gewissen in die Waagschale fällt.“

Je mehr Rudolf über die geäußerten Grundzüge nachdachte, desto klarer erschien ihm seine Pflicht, desto leichter gewöhnte er sich nunmehr an den Wechsel seines Berufs.

Er war nun ganz nach Kosselstein übergesiedelt und bemühte sich, unterstützt von seinem Oberinspektor, Einblick und praktische Kenntnisse zu gewinnen. Seine Erholung fand er nach wie vor in geistiger Betätigung und im Kreise der Sorm'schen Familie. Die Liebe, die ihm Ernas sanftes, bescheidenes Wesen einflößte, ward von ihm innig erwidert; Rudolf hatte um ihre Hand angehalten und seiner Bewerbung das öffentliche Verlöbniß folgen lassen.

Eines Abends hatte er wieder in Sorms Hause gewohnt. Es war später wie gewöhnlich, als er über die finsternen Feldwege nach Kosselstein zurückfuhr. Der Kutscher, der Nachfolger jenes mürrischen Mannes, welcher an seiner Trunksucht zugrunde gegangen, sagte plötzlich, es zeige sich ein Feuerschein am Himmel. Auch Rudolf, der bisher in Gedanken versunken war, bemerkte diese Erscheinung. Immer deutlicher wurde sie, immer heller wurde der Schimmer; schon schlugen in benachbarten Dörfern die Sturmglocken zusammen, und als der Wagen eine kleine Anhöhe erklommen, gewahrte Rudolf das furchtbar prächtige Schauspiel des brennenden Schlosses.

Er erschrak; lag doch so manches wichtige Papier in seinem Zimmer und im Archiv. Das Beste war

Nov.

ken:

80, 1.25

00, 1.20

50, 2.50

ente:

50, 42

80, 55

ste

85

1. — M

0, 28

0, 70

n

dörft,

0, 1.20.

at.

gratis.

0000

im

7.

0000

ads-

effkarten

Ausführung

billig

erei i. Enztäler.

acher

quelle

With. Enstin,

ndbürg; Kootheler

enaf.

rankheiten

glicher Art

dingelisse finden

aren Bellerfolge

e „Winn Du

en“, welche

frei zugesandt

ngling

8. Apffelstr. 16.

es freilich, sagte er sich, daß das alte, ihm so heimliche Gebäude niederbrannte. Aber doch hielt es jetzt retten, was möglich war.

Während der Wagen über die vom Feuerchein rötlich beschienenen Wege dahinstrafte, hatte Rudolf Zeit, den Brand genau zu beobachten. Das Feuer schien im Ahnensaale ausgebrochen zu sein, denn hier schlugen die Flammen zu den hohen Fenstern heraus, schon bis zum Dach züngelnd. Nur das Erdgeschos und Teile des zweiten und dritten Stockwerks waren vom Feuer noch unberührt.

Immer mehr Dörfer erwachten, immer mehr Sturmglöken klangen durch die Nacht, immer mehr Wächmannschaften eilten von allen Seiten herbei.

In wilder Hast brauste Rudolfs Gespann den Flammen entgegen. Endlich war er am Ziele. Er sprang aus dem Wagen, drängte sich durch die beladenen rettenden Knechte und stürzte die Treppe hinan.

Seine Zimmer waren noch unberührt von dem Feuer, doch überhitz von der benachbarten Glut. Eilig aber mit sicherem Blick bezeichnete Rudolf denen, die ihm folgten, die wichtigeren Gegenstände. Bald waren diese in Sicherheit. Dann eilte er ins Arbeitszimmer hinab, öffnete einen Kasten des Archivs nach dem andern und ließ sie hinaustragen.

Plötzlich trat der Oberinspektor ins Zimmer.

„Es ist gut, daß Sie da sind, Herr Baron!“ sagte er. „Die Schränke sind zum Wegschaffen zu schwer und zum Zerschlagen zu fest. Erst vor einer Viertelstunde bemerkten wir drüben das Feuer. Ich bin dann gleich mit den Spritzen in den Garten gefahren und habe den ersten Verwalter dort zurückgelassen. Sie bringen jetzt über die hintere Treppe zum Saale hinauf.“

„Ist Vertram nicht da und Karl?“ fragte sodann Rudolf.

„Karl mußten wir erst wecken, Vertram ist nirgends zu finden.“

„Nirgends zu finden?“ rief Rudolf.

Eine Ahnung überfiel ihn. Hatte er nicht schon einigemal den Alten nachts mit seinem schlurfenden Schritte durch die Gänge wandeln hören?

Eilig gab er dem Oberinspektor die Schlüssel, ergriff eine Laterne und schritt den Korridor entlang.

Am Ende des Ganges erglänzte Fackelschein. Rudolf erblickte die Schläuche, mit denen die beherzten Männer die Treppe heraufgedrungen waren. Schon wollte er den gleichen Weg einschlagen, als er ein Geräusch von oben hörte. Ein schrecklicher Anblick ward ihm: zwei Männer trugen eine halbverbrannte, bewußtlose Gestalt hernieder.

Rudolf wandte sich entsetzt ab.

„Wer ist es? Ist er tot?“ rief er.

„Es ist Vertram,“ antwortete einer der Männer. „Oben im Saale fanden wir ihn am Boden. Er atmet noch.“

„Hierher!“ sagte Rudolf und schritt, mit der Laterne leuchtend, den Männern voran. Man trug den Verunglückten in das Haus, das einer der Verwalter bewohnte, und bereitete ihm hier in einem stillen Zimmer ein Lager. Ein Arzt, den der Feuerlärm herbeigeführt, nahm sich seiner an, konnte aber keine Hoffnung geben.

Von allen Seiten waren die Wächmannschaften herbeigeströmt und griffen nun in den Kampf mit dem entseßelten Element ein. Doch vergeblich! Die beherzten Männer, die in den Saal gedrungen waren, mußten ebenfalls zurückweichen.

Rudolf hatte sich wieder in das Getümmel der Lösenden begeben. Alles wichtige war gesichert, er konnte jetzt nichts tun, als den Lösversuchen zuzusehen.

Da gedachte er Vertrams. War ihm der Alte auch stets zuwider gewesen, so durfte er den alten, treuen Diener seines Hauses auf seinem Sterbelager nicht verlassen.

Regungslos lag Vertram in dem düstern großen Zimmer. Der Arzt saß an seiner Seite. Die hier herrschende Stille bewegte Rudolf gar seltsam.

„Keine Hoffnung?“ fragte er.

Der Arzt verneinte.

Rudolf saß eine Zeit lang am Lager des Sterbenden, als dieser plötzlich unruhig wurde und zu phantastischen begann.

„Das war der richtige Fleck,“ stieß er hervor, lallend und stöhnend. „Gerade oben an der Stirn! Wohl getroffen! Hei, hei! Das Blut ist rot, gnädiger Herr!“

Rudolf schauerte. Waren dies Phantastien oder lag hier ein gräßliches Geheimnis verborgen?

Rudolf hat den Arzt, im Vorjaal zu verweilen. Auch dieser, ein älterer Mann, der wohl schon viel des Traurigen, des Schrecklichen geschaut, war bleich geworden. Schweigend entfernte er sich.

„Was wollt ihr? Warum starrt ihr mich an?“

rief jetzt der Alte mit graufigem Tone, der Rudolf in die Seele schnitt. „Was soll ich auf dem schwarzen Gerüste? Wer ist der Mann dort mit dem Beile?“

Seine häßlichen Züge waren krampfhaft verzerrt — ein grauenvoller Anblick, den Rudolf nicht ertragen konnte. Und doch sagte er sich, daß es seine Pflicht sei, hier auszuharren.

„Lacht los, ihr Teufel!“ ächzte jetzt der Alte. „Ich war's ja nicht allein; der Herr Baron hat's mich geheißt, der gnädige Herr! Hohoho!“ lachte er heiser, „es war ja nur das Brüderchen, das liebe Brüderchen! Hohoho, Blut ist rot, gnädiger Herr!“

Schaudernd vernahm Rudolf die fürchterlichen Worte. Mit einemmale wurde der Alte wieder ruhiger, schlug die Augen auf und sah sich mit mattem Blicke um.

Rudolf hatte das Gesicht in den Händen verborgen. Jetzt blickte er den Alten an. Ja, diese leidenschaftlich verzerrten, angstvollen und doch frechen Züge ließen auf schenßliche Verbrechen schließen.

Wilder Jörn ergriff Rudolf und ersüchte sein Grausen.

„Gefesse Schuft!“ donnerte er den Alten an.

„Was hast Du getan, Du und Dein Mordgefell?“

„Gnade, gnädiger Herr!“ wimmerte der Alte.

„Gefest Du, so erfährt niemand etwas,“ sagte Rudolf etwas ruhiger. „Niemand außer mir hört Dich. Verschweigst Du aber die Wahrheit, so wirst Du noch in dieser Stunde verhaftet.“

„Ich will ja gestehen,“ ächzte der Sterbende.

„Ihr seliger Vater — es sind nun dreißig Jahre her — war von seinen Reisen zurückgekehrt. Er war ein guter Herr, sie sagten es alle. Nur mich konnte er nie leiden. Er wollte mich aus dem Hause haben und ich hatte es doch so gut hier. Die beiden Brüder lagen immer in Streit. Herr Heinrich war nicht schuld; Herr Woldemar, Ihr Oheim, war auf das Majorat neidisch. Alle sagten es, ich muß es auch sagen, obgleich er stets gut zu mir war. Er wohnte mit seiner jungen Frau im Schloß. Als aber Herr Heinrich ankam und alle Tage neuer Streit ausbrach, sagte der Herr Vater, der krank in seinem Zimmer saß, dies könne nicht so weiter gehen. Ich sprach damals oft mit Herrn Woldemar heimlich im Garten. Eines Tags trafen die beiden Brüder im Ahnensaal zusammen. Ich hatte einen Brief an Herrn Heinrich abzugeben, blieb aber, als ich ihren Streit hörte, vor der Tür stehen und horchte. Da fuhr plötzlich Herr Woldemar heraus und sagte mit wilder Stimme: „Du bist mein einziger Freund, Vertram, hilf Du mir!“ Damit umarmte er mich.

„Ihnen soll geholfen werden, gnädiger Herr, so wahr ich lebe,“ sagte ich. Ich sprang in ein Nebenzimmer, blickte umher, sah gerade einen spitzen, schweren Hammer liegen. „Gehen Sie auf den Hof, gnädiger Herr!“ rief ich sodann Woldemar zu, der noch auf dem Vorjaal stand. Er ging sofort.“

Der Erzählende stockte.

„Weiter, weiter!“ leuchte Rudolf.

„Betraten Sie mich nicht, gnädiger Herr?“

„Nein, ich versprach es Dir.“

„Ich verbarg den Hammer unter dem Rock und gab dem Herrn seinen Brief. Er wandte sich halb von mir ab. — Er stürzte sofort nieder. Er atmete nicht mehr. — Ich riß am nächsten Wibe. Wenn der Rahmen zerbrach, war ich entdeckt, verloren. Der Rahmen hielt, der Nagel ging heraus. Ich tauchte die Erde des schweren Wibes in das Blut — es war nur wenig Blut, gnädiger Herr — und legte das Bild so, als wenn es auf ihn herabgefallen wäre.“

„Was geschah weiter?“ fragte Rudolf atemlos.

„Als ich die Tür öffnete, stand Joseph, unser früherer Kutscher, vor mir. Ich erschrak auf den Tod, sagte mich aber schnell. Joseph, damals ein junger Burche, war ganz entsetzt, und doch hat den gnädigen Herrn und mich das ganze Lebenlang der Verdacht gequält, Joseph habe die Tat belauscht. Zeitlebens ist er gut behandelt worden. Er trank, er war träge, doch der gnädige Herr hat ihn niemals getadelt und ihn oft heimlich beschenkt. — Ich eilte auf den Hof und teilte Herrn Woldemar den Unglücksfall mit. Er war sehr traurig und ist auch nie wieder froh geworden. Der alte Bezirksarzt machte keine Einwendung und bestätigte den Unglücksfall. Bald darauf starb Ihr Herr Großvater, der Ihnen so ähnlich sah, gnädiger Herr! Herr Woldemar erbte, ich wurde nun sein Hausverwalter und blieb der einzige Mensch, mit dem er verkehrte, nachdem seine Gemahlin gestorben. Ja, oben rechts aus der Stirn kam das Blut, rot war das Blut,“ stöhnend der Alte jetzt wieder unruhiger. „Drei Vierteljahre nach Herrn Heinrichs Tode ward Freiherr Wilfried geboren. Gerade oben rechts aus der Stirn kam das Blut, Herrn Heinrichs Blut, Herrn Wilfrieds Blut.“

„Wie?“ rief Rudolf entsetzt. „Die Leiden und Schmerzen Wilfrieds sollten zusammenhängen mit —“

„O, ich sehe den Herrn, wie er auf das zerschmetterte Haupt seines Bruders starrte und davonstürzte. Fluch, Fluch der Hölle war es. Er blieb ein elender, gequälter Mann zeitlebens. Wie wahnsinnig rannte er oft durch die Gänge des Schlosses, als wollte er dem Gewissen entfliehen. Aber das sah fest und folterte und stach. Und ich — die Angst vor dem Schaffot — jede Nacht mußte ich aufstehen, immer trieb's mich hinauf, dorthin wo er lag. Ich schauderte zusammen, doch es zog mich, es schob mich, ich mochte mich stemmen, wie ich wollte. — Betraten Sie mich nicht, gnädiger Herr! Erbarmen mit einem alten Mann! Dreißig Jahre ohne ruhigen Schlaf!“

Der Sterbende wurde immer unruhiger, seine Züge verzerrten sich immer grauenerfasser. Schaudernd verließ Rudolf seinen Platz und trat an's Fenster.

„Was stiert ihr mich an, ihr Teufel?“ schrie der Alte gellend. „Ich habe geküßt, dreißig Jahre lang. Lacht los, habt Erbarmen, ihr Höllenhunde!“

Immer mehr wuchs seine Angst, immer gräßlicher wurden seine Reden. Endlich verlor er das Bewußtsein. Rudolf rief den Arzt. „Es ist vorbei mit ihm,“ sagte dieser.

Rudolf stürzte hinaus, erfüllt von Entsetzen über das, was er vernommen.

„Brudermord!“ keifschte er. „Brudermord!“ Ihm war, als bohre sich Wahnsinn in sein Gehirn ein.

An einen Baum gelehnt, sah er dem Brande des Schlosses gleichgültig zu; es kümmerte ihn nicht. Da trat Sorm zu ihm.

„Was ist Ihnen, Rosselstein?“ sagte er erschreckt, die todtbleichen, verzerrten Züge Rudolfs gewahrend. „Sind Sie krank?“

„Ja, krank!“ rief Rudolf hohnlachend. „Mag das Nest des Fluches und Verdrachens niederbrennen, auf das die Greuel der Vergangenheit zu Asche werden! Was kümmert's mich?“

„Es drückt Sie ein Kummer, lieber Sohn!“ sagte Sorm und reichte ihm die Hand. „Betrüben Sie sich Ihrem Vater an!“

„Ja, mein Vater!“ schluchzte Rudolf laut und umarmte den alten Edelmann, indem er einen Strom von Tränen vergoß.

„Ruhig, mein Sohn!“ sagte Sorm. „Komm mit mir, Rudolf, vor das Tor!“

Die beiden gingen umschlungen in's Freie, auf das Feld hinaus. Die Flammen des brennenden Schlosses leuchteten ihnen.

Mit fliegenden Worten erzählte Rudolf, was er von dem Sterbenden erfahren.

„Gräßlich entsetzlich!“ rief Sorm erschüttert aus. Dann aber ergriff er Rudolfs Hand, sah ihm ins Angesicht und sagte:

„Zeitlebens hätte Dich das Geheimnis gedrückt. Jetzt hast Du einen Mitwisser, jetzt trägst Du es leichter. Niemand außer mir erfährt je ein Wort davon. — Und nun, lieber Sohn, beruhige Dich. Du wohnst von heute an bei mir. Bald wirst Du auf der Trümmerstätte des alten düstern Schlosses ein neues freundliches erstehen lassen. — Nun aber wende den Blick von den Schrecken der Vergangenheit und blicke in eine heitere Zukunft! Verdorrt ist an Eurem Stamm der Zweig, den der Fluch traf; möge nun der andere Blüten und Früchte tragen!“

„Wenn guter Wille und beschiedene Kraft etwas vermögen,“ sagte Rudolf mit ernster Festigkeit, „so soll mein Geschlecht den verlorenen Adel wiedergewinnen. Was auch geschehen möge, nie werde ich der tiefen, schmerzlichen Lehren vergessen, die ich empfing. Der Wahipruch meines Hauses aber und, falls das Schicksal mir Nachkommen schenkt, ihr kostbares Erbe sei das Wort: Reinheit zeugt Segen, Sünde zeugt Fluch!“

[In der Schule.] Lehrer: „Es gibt Gegenstände im Zimmer, die sich zu verschiedenen Zwecken benutzen lassen. Nenn' mir einen solchen, Moriz!“

Moriz: „Ne Stiebelknecht!“

[Boshast.] Junger Beck (zu einem Bekannten): „Ihr Fräulein Cousine — äh — reizendes Mädchen! Nur schade — äh — etwas zu ernst für ihr Alter! Habe junge Dame noch nicht — äh — ein einziges mal herzlich lachen hören!“ — Bekannter: „Dann machen Sie ihr nur 'mal einen Antrag!“

**Logogriph.**  
Mit Ruhm gekrönte Waffentat  
Das Wort mit „d“ verzeichnet hat;  
Doch stellt's mit einem „i“ sich dar,  
So halt' es Wein und Bier stets klar.

Auflösung der dreißigigen Charade in Nr. 183.  
Kuroli.